



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Senectus loquax : Plaudereien eines alten Deutschen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gesangs hier nur so beiläufig zu berühren. Nur das mag kurz gesagt sein: daß sie unter die wichtigsten und dringlichsten Aufgaben der heutigen Musik gehört, und zweitens, daß sie sich durchführen läßt ohne den geringsten Mehraufwand an Zeit oder Geld. Nur der Verschwendung der Zeit muß vorgebeugt werden, die Lehrer müssen eine Mehrleistung im Methodischen auf sich nehmen.

Die Frage gehört mit zu denen, die die Grundlagen der Volkskonzerte abgeben, und möge der Aufmerksamkeit der Freunde dieses Instituts, der Aufmerksamkeit der Freunde der Musik und der Freunde des Volks in demselben Grade empfohlen sein!



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

1



ie oft habe ich still gelächelt bei den Beteuerungen eines Autors, es würde ihm nie in den Sinn gekommen sein, mit den Kindern seiner Muße in die Öffentlichkeit zu treten, hätten ihm nicht einsichtige Freunde seine Zurückhaltung als schweres Unrecht gegen die Menschheit dargestellt. Und nun stehe ich selbst im Begriffe, die Verantwortung für das Niederschreiben von Lebenserinnerungen andern aufzubürden! Zu meiner Entschuldigung darf ich jedoch anführen, daß ich nicht die böse Absicht habe, der an Überfluß krankenden deutschen Litteratur neuerlich durch Gedichte oder Novellen Beschwerden zu bereiten, und daß ich ebenso wenig in der Lesewelt die Sehnsucht voraussetze, über mein Leben nebst Meinungen und Thaten umständlich unterrichtet zu werden. Die Wahrheit ist vielmehr, daß jüngere Freunde und Freundinnen, in deren Gesellschaft ich ins Plaudern von alten Zeiten geriet, mich häufig durch Fragen und Bemerkungen davon überzeugten, wie schwer es der heutigen Generation fällt und fallen muß, sich die Denk- und Lebensweise der Zeit vor dem ungeheuern Umschwunge in allen Verhältnissen seit der Mitte dieses Jahrhunderts vorzustellen. Und solche Beobachtungen machten mich nachgiebig gegen die Aufforderungen, Erlebnisse zu Papier zu bringen, nicht als ob sie Erinnerungen einer bedeutenden Persönlichkeit wiedergäben, sondern eines Durchschnittsmenschen, an dem nur merkwürdig ist, daß ihm ein langes Leben viel Glück beschieden hat, und daß er sich dessen bewußt ist. Mahnungen an glückliche Tugungen im Elternhause, in Freundeskreisen, im öffentlichen Leben, in Bestrebungen und Fehlgriffen u. a. m. werden mir wohl dann und wann unwillkürlich in die Feder fließen, doch nur, wenn sie mir charakteristisch für die Zeit erscheinen, und nur in diesem Sinne wolle der freundliche Leser die Geschwätzigkeit des Alters gestatten.

„Wenn der König stirbt, giebt es Krieg,“ sagte ein Schulkamerad im Jahre

1840 zu mir; sein Vater hatte das gesagt, der es verstehen mußte, da er den Krieg mitgemacht hatte. Der König war Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dessen Tod allgemein erwartet wurde. Denn er stand im siebenzigsten Lebensjahre, und das Datum 40 war ja bedeutungsvoll für das Haus Hohenzollern. 1440 war der erste hohenzollernsche Kurfürst gestorben, 1640 war der Große Kurfürst, 1740 Friedrich der Große zum Throne gelangt. Die Lehninische Weissagung, die apokryphe Schrift eines erfundenen Mönches Hermann in der Cisterzienserabtei Lehnin in der Mark Brandenburg, hätte mittelbar mit jenem Aberglauben in Verbindung gebracht werden können, doch dachte man an sie damals noch wenig, erst in etwas späterer Zeit wurden diese Prophezeiungen von verschiedenen Parteien auf die nächsten Schicksale Preußens und Deutschlands nach ihren Wünschen gedeutet, und noch später ihre Entstehung erforscht, was schließlich — soviel mir bekannt — einen katholischen Preußenfeind aus dem achtzehnten Jahrhundert als Verfasser festgestellt hat.

Der Krieg, das bedeutete die ganze kriegerische Zeit von der Selbsterhebung bis zum Sturze Napoleons, und so sehr man die Fortdauer ruhiger Zustände allgemein ersehnte und erhoffte, „traute doch niemand dem Frieden.“ Die schweren und die großen Erlebnisse hatten sich zu fest in die Erinnerung aller eingeprägt, sie hatten zu tiefe Spuren zurückgelassen, und vorzüglich die Jugend war noch von ihnen beherrscht, wenn ihr auch deren volle Bedeutung nicht völlig klar sein konnte. Jeder ältere Herr mit dem Eisernen Kreuz im Knopfloch war ein lebendiges Denkmal und meistens gern erbötig, die opferfreudige Begeisterung und die kühnen Thaten von damals zu schildern. Uns Knaben erfüllte es zumal mit Stolz, daß der Bürger Joachim Nettelbeck und der damalige Major Gneisenau unsre hinterpommersche Festung Kolberg, die sich schon im siebenjährigen Kriege so ruhmvoll gegen die Russen verteidigt hatte, dem preußischen Staat erhalten hatten. Das Beispiel der Treue, Tapferkeit und Ausdauer der Soldaten und der Bürger war ja — wie das von Graudenz, dessen Gouverneur, der greise General Courbière, auf die Erklärung der Franzosen, einen König von Preußen, dem er die Festung erhalten wolle, gebe es nicht mehr, geantwortet hatte, dann sei er der König von Graudenz — einer der seltenen Lichtpunkte in der trostlosen Geschichte der Jahre 1806 und 1807, in denen Kopflosigkeit und Verrat den preußischen Namen so furchtbar geschändet hatten. Doch auch von Leiden und Nöten wußte die Provinz viel zu berichten, von der Kontinentalsperre, den Truppenmärschen, dem Übermute der gefürchteten Löffelgarde, die den „Huppenwein“ (Bier) den Schweinen zu trinken gab, und der Rheinbundsvölker aus Bayern und Württemberg, von der höchsten Not und den Krankheiten, die mit den Rückzählern aus Rußland kamen, während die Kosaken angeblich Unschlitzkerzen als Leckerbissen verzehrten, aber im übrigen als verträglich in Erinnerung standen.

Das Land war wenig wohlhabend und hat sich schwerlich jemals üppiger Lebensweise ergeben; vielen, die sich jetzt eine vollständige Mahlzeit ohne Champagner (oder nach dem sinnwidrigen Modeausdruck ohne „Sekt“) kaum vorstellen können, würde es recht nützlich sein, die Kost ihrer Großeltern kennen zu lernen, den mehr als mäßigen Fleischgenuß, die Gerichte aus Grütze und Hirse, die Mehl- und Schwarzbrotsuppen, den Kaffee aus gebranntem Roggen oder Eicheln und ähnliches. Die Mütter klagten wohl noch über die Einschränkungen aller Art, zu denen sie waren gezwungen worden, um mit guter Art wirtschaften zu können, allein sie zogen daraus gute Lehren des Stoizismus, predigten, sich unabhängig zu machen durch freiwilliges Entfagen und Abhärtung, sich nach der Decke zu

strecken, immer auf die zu blicken, die weniger haben, als man selbst hat. Ich erinnere mich sehr gut, welcher Mißbilligung die von Einzelnen begonnene Verteidigung des Luxus begegnete. Den Künsten und Wissenschaften war man deswegen durchaus nicht abhold. Man las und musizierte, schmückte auch die bürgerliche Wohnung mit Stichen und Lithographien, die durch Mitgliedschaft von Kunstvereinen erworben werden konnten, benutzte Reisen zum Besuche von Museen und Theatern und ließ sich den allerdings so wenig der Verweichlichung als der Entwicklung des Schönheitsgefühls förderlichen sogenannten Empirestil gefallen, weil er für griechisch ausgegeben wurde.

Der Sturz und die Erhebung hatten gleicherweise das Vorherrschende eines bürgerlichen Charakters im Leben Preußens begünstigt, und da bürgerliche Gesinnung durch alle Schichten und alle Kreise ging, hatte die Litteratur der Zeit die Richtung gegen die herrschenden oder bevorzugten Stände verloren, die für sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so bezeichnend gewesen war. Selbst der gute Bellert hatte ja seine Abneigung gegen das Junkertum nie verhehlt, und durch die Losreißung der amerikanischen Kolonien Englands und vollends durch die französische Revolution war ein schärferer Ton in die Stimmung gebracht worden. In meinen Knabenjahren fielen mir Bücher aus der Bibliothek eines alten Offiziers in die Hände, der durch Randbemerkungen vielfach sein Einverständnis mit Äußerungen der Verbitterung zu erkennen gegeben hatte, von denen mir manche im Gedächtnis geblieben ist. So das Gespräch eines „adligen“ mit einem „bürgerlichen“ Räte:

Mein Vater war ein Reichsbaron,
Und Ihrer war? Ich meine —

So niedrig, daß, mein Herr Baron,
Ich glaube, wären Sie sein Sohn,
Sie hüteten die Schweine.*)

Derartige Standesvorurteile auf beiden Seiten waren zwar nicht völlig beseitigt, aber sehr gemildert durch den Segen der Kameradschaft aller in den Tagen des Aufstehens, des schweren Ringens und herrlicher Erfolge. Adel und Bürgertum hatten sich in der höhern Einheit des Staatsbürgertums, der Vaterlandsliebe gefunden, einer Gemeinsamkeit, die von keinem Teile Verzicht auf persönliches Erbe erheischte. Der Dichter Gaudy hielt seinen alten Freiherrntitel in Ehren, betonte jedoch der Gräfin Hahn-Hahn gegenüber nachdrücklich, er denke in allen wichtigen Beziehungen „bürgerlich, sehr bürgerlich.“

Seine bürgerlichen Eigenschaften hatten auch den König Friedrich Wilhelm III. populär gemacht und erhalten und machten, daß er aufrichtig vertrauert wurde, als er wirklich im Jahre 1840 die Augen schloß. Hohe Regentengaben waren ihm nicht verlihen, das hatte das Volk genugsam erfahren, und auch die Jugend wußte, obwohl in den Schulen noch weniger als heutzutage Geschichte der Gegenwart gelehrt wurde, wieviel Unheil über Preußen und Deutschland gebracht worden war durch seine Unschlüssigkeit, als Österreich noch dem Eroberer widerstand, durch seine Nachgiebigkeit gegen das böse Ratgeberrdreiblatt Haugwitz, Lucchesini und Lombard, durch die Annahme des napoleonischen Danaergeschenks Hannover, die übertriebene Pietät gegen Generale aus Friedrichs des Großen Diensten, die ihn bestimmte, den

*) Die Verse sind von Johann Heinrich Voß und haben die Überschrift „Stand und Würde.“

greifen Feldmarschall Möllendorff gegen dessen bessere Einsicht 1806 an die Spitze des Heeres zu stellen (Berliner sahen voll düsterer Ahnungen, wie der Oberbefehlshaber auf sein Pferd gehoben werden mußte!), dann die Willenlosigkeit in der von Metternich dirigirten deutschen Politik. Das alles wußten wir aus Erzählungen, ebenso, wie schwer dem Könige die nachträgliche Genehmigung der kühnen That Yorks bei Tauroggen abgerungen worden war. Indessen erklärte oder doch entschuldigte man alles dies durch seine Rechtschaffenheit und bürgerfreundliche Einfachheit. Hatten doch sogar französische Blätter Anerkennung für den jeune Tyran de Prusse gehabt, der an dem Hofe, an dem eine Frau Niez eine Karikatur der Pompadourwirtschaft eingeführt hatte, die sich mit Wöllnerscher Frömmerei nur zu wohl vertrug, rasch die Sittenstrenge wiederherstellte. Das große Unglück hatte er mit Würde und persönlichen Opfern getragen, die Gestalt der Königin Luise, der Nationalheiligen, verbreitete ihre Strahlen auch über den wortkargen König, dessen schlichtes Wesen im Verkehr ihm so viele begeisterte Verehrer erwarb.

Von seinem starren Widerstande und der unversöhnlichen Strenge gegen selbständige Regungen der Volksmeinung hatte man auch wohl vernommen, aber nur insgeheim, denn das war ein gar gefährliches Kapitel. Man sprach von den unglücklichen jungen Männern, die mitten aus ihrer Laufbahn gerissen waren und auf Festungen schmachteten, weil sie in „geheimen Verbindungen“ geredet und gesungen hatten von Vaterland, Freiheit und Tugend, wohl gar von einem einigen Deutschland. Man sprach vorsichtig und mit Teilnahme von ihnen, allein die Moral für uns war, daß man sich um politische Angelegenheiten am besten gar nicht kümmern, um nicht den Verdacht „demagogischer Umtriebe“ auf sich zu laden. Unvorsichtigere setzten hinzu, einmal werde ja eine andre Zeit anbrechen, nach der Ansicht der meisten freilich mit einem neuen Kriege beginnend — gegen Frankreich, wie sich von selbst verstand —, obwohl Ludwig Philipp durch den alten Fuchs Talleyrand Familienverbindungen mit dem preussischen Hause anzuknüpfen versucht hatte. Der König hatte, wie man damals sagte, die beiden ihm zugeschieden „Pariser“ (Filschuh) Orleans und Remours nicht passend gefunden.

2

Die andre Zeit brach an, und sie schien alle billigen Erwartungen erfüllen zu wollen. Friedrich Wilhelm der Redner war lange genug darauf beschränkt gewesen, den beobachtenden Kronprinzenliberalismus zu pflegen, an den Mängeln des herrschenden Systems im stillen Kritik zu üben. Er teilte nicht das scheue Mißtrauen gegen jede ehrliche Meinungsäußerung, das seinem Vater aus den Revolutionswirren geblieben war, gab hochverdienten Patrioten, die das Opfer jenes Mißtrauens geworden waren, wie General Boyen, Ernst Moriz Arndt und so viele andre, wieder einen Wirkungskreis, öffnete die Kerker der „Demagogen“ und verlieh Duldung einer „gesinnungsvollen Opposition.“ Die freudige vertrauensvolle Stimmung, die das Land ergriff und sich weit über dessen Grenzen ausdehnte, sollte freilich nicht zu lange dauern. Der immer rege Byzantinismus benutzte die Jahreszahl, um das Erscheinen eines zweiten „alten Fritz“ zu verkünden, und gab dadurch der litterarischen Schule, die seit der französischen Julirevolution Anhang gefunden hatte, willkommenen Stoff für eine Opposition, die keineswegs immer gesinnungsvoll genannt werden konnte. Als der König aus persönlicher Dankbarkeit für Dienste, die seiner Schwester, der Kurfürstin von Hessen, von dem ehemaligen Minister Hassenpflug geleistet worden sein sollten, diesen berüchtigten Gewaltmenschen und Gesetzesverächter nach Preußen in eine hohe Richterstellung berief, erschien eine Parodie auf Nikolaus Beckers Rheinlied: „Wir wollen ihn nicht haben, den Mann

vom Haß und Fluch.“ Von diesem Trugliede soll der König gesagt haben, das habe ihm die erste trübe Stunde bereitet. Weitere sollten nicht ausbleiben, da er, von der Überzeugung erfüllt, nur das Beste zu wollen, aber auch kraft seiner Berufung auf den Thron, alles am Besten zu verstehen, Widerspruch nicht billigen konnte.

Uns Jungen berührte zunächst nur eine Neuerung, die Einführung des Turnens als freier Unterrichtsgegenstand. Das Turnen war also kein Verbrechen, wenn auch der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn als Verführer der Jugend jahrelang auf verschiedenen Festungen, zuletzt in unserm Kolberg, in Gewahrsam gehalten worden war. Nun durften auch wir an freien Nachmittagen in Leinenjacken hinaus auf einen freien Ager ziehen, Turnfahrten unternehmen und in Methfessels Komposition singen „Der Freiheit Hauch geht mächtig durch die Welt.“ Ein gewisser Ersatz für die systematischen Übungen an Barren und Reck war uns allerdings schon früher vergönnt gewesen, indem die mittlern Klassen des Gymnasiums (die obersten hielten die Beteiligung gewöhnlich unter ihrer Würde) mit hölzernen Lanzen bewehrt bei einem Unteroffizier exerzieren und militärische Ausdrücke lernen durften. Sein „rin ins Allinjemang!“ klingt mir noch in den Ohren.

Auch sonst gebrach es nicht an Gelegenheiten zur Übung und Stärkung der Leibeskräfte. Wenn ich heutzutage Lawn tennis und Foot ball beobachte, will es mir scheinen, daß unsre freien Ballspiele mindestens ebenso nützlich und dabei viel lustiger gewesen seien. Streifzüge durch Wald und Feld und vollends Wanderungen zur nahen Meeresküste erfrischten nicht nur, sondern befreundeten zugleich mit der Pflanzen- und Tierwelt; durch die Unbekanntschaft mit Getreide, Sträuchern und Bäumen, der man jetzt so häufig bei jungen Leuten begegnen kann, würde unser eins sich bei den Altersgenossen lächerlich gemacht haben. Natürlich suchte und fand man gern Ähnlichkeiten mit klassischen Stellen der Geschichte und der Sage, und namentlich mußten die Dichter sich gewagte Illustrationen gefallen lassen. Die sogenannten Stettiner Boote, Küstenfahrzeuge, die mit geringer Bemannung die nächsten Häfen, auch wohl die dänische Insel Bornholm aufsuchten, glichen vollständig der Griechen hohen Schiffen längs des Hellespontes Strand, und noch Jahrzehnte später rief mir der herrliche Cypressenwald oberhalb Skutaris ins Gedächtnis, wie oft wir Poseidons Fichtenhain in einem bescheidenen Kieferngelölze begrüßt hatten.

Derartige Phantasien hatten wohl immer einen etwas ironischen Beigeschmack. Denn wir wußten ja, daß in der Rangordnung der Länder unser Pommern auf einer sehr tiefen Stufe stehe und zumal bei der Verteilung der Naturschönheiten bedauerlich zu kurz gekommen sei. Die landschaftlichen — oder, wie man lieber sagte, malerischen und romantischen — Reize deutscher Gegenden waren damals noch in eine feste Rangordnung gebracht; obenan die Schweiz, der zu Liebe jedes Hügel land mit einem See den Ehrentitel Schweiz erhielt, dann Rhein, Harz, Thüringen, Meißner Hochland; alles andre war — um mit Claudiusseus Rheinweinkleide zu sprechen — „nicht des Namens wert.“ Bekanntlich hat es überall langer Zeit bedurft, um die Augen, selbst der Künstler, für die individuelle Schönheit der Landschaft empfänglich zu machen, und häufig bedurfte es dazu einer förmlichen litterarischen Erlaubnis. Wer weiß, ob man heute wagen würde, die Kiefer mit ihrem glühroten Geäst als malerisch gelten zu lassen, wenn Willibald Alexis nicht die Ehre der märkischen Heide gerettet hätte! Was Pommern anbelangt, gehört Rügen mit der nächsten Nachbarschaft ja jetzt zu den besuchtesten und gerühmtesten Reisezielen lustdürstender Städter, doch hat das Festland davon keinen Vorteil, am wenigsten der östliche Teil mit seinem nicht empfehlenden Namen

Hinterpommern, obgleich es natürlich auch dort eine Schweiz giebt. In der That hätte der Landrücken von der Oder zur Weichsel mit seinen Getreidefeldern, Heide-
strecken und mäßigen Waldbeständen nicht viel verlockendes, wenn nicht wie meistens
in Niedersachsen, auch in Holland und Dänemark, die Küste Entschädigung gewährte.
Schon die Ostsee selbst verdient durchaus nicht die Geringschätzung, die ihr gemein-
hin zuteil wird. Sie entbehrt der Ebbe und Flut, ist zu salzarm, um noch Auster
ernähren zu können, wie laut Zeugnis der Njökkenmöddinger zur Steinzeit; aber
ihr liches Blau verfügt über feinere Farbenwirkungen als der tiefe Atlasganz des
Mittelmeers und vollends das Graugrün der Nordsee. Dazu ist ihre Dünenwelt
häufig sehr schön bewachsen, auf den Wiesen im Dünenschutz gedeiht die *Parnassia*
wie auf Alpenstristen, die *Linnaea borealis*, Schilfgewächse mit malerischen Blättern,
Blüten und Kolben, die vanilleartig duftenden braunen *Epipactis*, mannigfach ge-
färbte Gnaphalien und Orchisarten, und die grüne, mit leuchtendem Blau schattirte
Stranddistel (die vielleicht in der Botanik einen andern Namen führt) habe ich
nirgends sonst so schön gesehen. Das ebne Hinterland mahnt mit seinen Wiesen
und Kornfeldern, Buchenwaldungen, roten Dächern und Windmühlen vielfach an
Holland; und wo einer von den Küstenflüssen einen Landsee gebildet hat, kann man
von höhern Dünen wohl nach einander die untergehende Sonne und den auf-
gehenden Mond sich in den Fluten spiegeln sehen. Wüchsten die schlichten Fischer-
dörfer noch recht lange vor der Art von Eleganz und Komfort behütet werden,
die das einst so liebliche Scheveningen und andre Badeplätze so ungemütlich gemacht
haben.

Aber derartige Vervollkommnungen pflegen nicht lange auszubleiben. Als
uns Knaben ein gebürtiger Hamburger von einem Möbel „Theekumfor“ erzählt
hatte, wußten die meisten Erwachsenen mit dem Nachwort noch so wenig anzu-
fangen wie wir; doch wie schnell war Komfort in jedem Munde, selbstverständlich
in französischer Aussprache. Das gehört in das Kapitel von den Sprachdumm-
heiten. Ein andres Beispiel, das schon dem alten Jahn Argernis bereitet hat,
mag hier angefügt werden. Die an halbwegs schiffbaren oder flößgerechten Wasser-
läufen gelegenen Küstenstädte haben Hafenvorstädte, Münde geheißten. Aber zwischen
Travemünde, Warnemünde, Swinemünde, Weichselmünde schieben sich plötzlich
Namen dieser Art ein, die nicht von einem Flusse, sondern von einer Stadt ge-
bildet sind: Kolbergermünde, Rügenwaldermünde haben ihren Platz auch in geo-
graphischen Büchern erhalten. Wie der Mißbrauch entstanden ist, liegt auf der
Hand: das Flüsschen Stolpe läuft an der Stadt Stolp vorüber, und der richtig gebildete
Name Stolpmünde hat dazu geführt, den Flüssen Persante und Wipper ihr Recht
zu nehmen und auf Städte zu übertragen, die beim besten Willen nicht münden
können im wahren Sinne.

Ortsnamen legen vielfach Zeugnis dafür ab, daß das Land dereinst von
Wenden bewohnt gewesen. Der bedeutendste Hügel, dem mißgünstige Menschen
den Titel Berg versagen, heißt der Gollen; die Städte Kolberg, Gollnow, Kößlin,
Stargard, Belgard, Ramin und unzählige andre, auch Familiennamen, haben nahe
Verwandte weichselaufwärts bis nach Böhmen und den früher türkisch-slawischen
Ländern; doch nur in dem Winkel des alten Pommern, wo die Provinzen
Pommern und Westpreußen zusammenstoßen, sitzen noch Abkömmlinge der Kassuben,
die aus polnischer Zeit mancherlei Lebensgewohnheiten, vor allem jedoch ihre pol-
nischen Adelstitel bewahrt haben. Ein Sachse, der zu Anfang der vierziger Jahre
eine Besichtigung bei Bütow geerbt hatte, erzählte, er habe bei der Übernahme seines
Gutes nur einen Bürgerlichen vorgefunden, den deutschen Inspektor, wogegen ihm

Kuhhirt usw. ordnungsgemäß als „Herr von —ski“ vorgestellt worden seien. Der alteingesessene Pommer steht in dem Rufe, kräftig, schwerfällig und grob zu sein, und Freiligraths Wort vom „rüden Toben der Wendee“ war ohne Zweifel auf Pommern mit seinen in jeder Beziehung sehr konservativen Gutsbesitzern gemünzt. Indessen hat die heilsame Vermischung mit Angehörigen anderer deutscher Gegenden auch darin viel geändert.

Pommerscher Patriotismus, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird schwerlich jemals bestanden haben in einem Lande, das zahllose Erbteilungen, Abtretungen, Tauschverträge usw. über sich ergehen lassen mußte; und als die Herzoge ausgestorben waren, wurde es brandenburgisch-preussische Provinz. Daß diese einmal ein eigener, nicht unwichtiger Staat gewesen war, davon wurde uns nichts erzählt. Eine einzige Gestalt war durch anekdotische Daten lebendig in der Erinnerung geblieben, Herzog Bogislaw X., der einen Zug nach dem Heiligen Lande unternommen, am Wiener Hofe durch Körperkraft und Appetit Staunen erregt und Barbareßen, die sein Schiff geentert hatten, eigenhändig mit einem Bratspieße zurückgejagt haben soll. Pommersche Geschichte kam nur zur Sprache, wenn wieder ein Stück des Landes an Brandenburg gefallen war. Wir sollten uns eben nur als Preußen fühlen, thaten das auch, waren stolz darauf, daß gern die Treue der Provinz gerühmt wurde; doch meinten alte Leute dann und wann, solche Treue habe auch Anspruch auf Lohn in Gestalt staatlicher Fürsorge. Allerdings sahen wir erst in den dreißiger Jahren den Bau einer Kunststraße (Chaussee) auf dem Landrücken von Westen nach Osten, erst 1843 wurde Berlin mit Stettin durch eine Eisenbahn verbunden, die sich dann langsam gegen Danzig hin fortsetzte. Nicht die Bedenken konnten die Schuld daran tragen, die Kaiser Franz gegen den Bau einer Bahn nach Prag gehegt haben soll, die Unternehmer würden dabei ihr Geld verlieren, weil der Eilwagen dem Bedürfnisse mehr als genüge, denn diese Besorgnis war seit 1835 überall, auch schon in Preußen, widerlegt worden; man meinte vielmehr wohl, daß die braven Pommern es nicht eilig hätten, die altväterischen Formen des Fuhrwesens loszuwerden. Der Landadel fand es noch nicht unter seiner Würde, den sogenannten Holsteiner Wagen aus Korbgeslecht mit aufgeschnallten Lederfüßen und einem Halbverdeck für den Notfall zu benutzen. Für wirkliche Reisen mietete man eine Lohnkutsche und vergaß, falls, wie z. B. auf dem Wege nach Karlsbad, „böhmische Wälder“ berührt werden sollten, nicht einen Hirschfänger oder eine alte Pistole dem Gepäck beizufügen. Wie lange Zeit haben sich solche schwerfälligen Kutschen im Gebrauch erhalten, deren Kasten an Riemen hing, mit einer Ausbauchung (Wasche) auf der Rückseite, wohl gar mit Riemen oder Quasten versehen nach dem Vorbilde alter Galawagen, auf deren Rückenbrett Bediente stehen und sich in der Schwebe halten konnten! So fuhr unsere Familie 1837 die vierzig Meilen nach Berlin in vier Tagereisen, gönnte auf jeder Station den Pferden Rast und sich selbst zur Befichtigung eines jeden Städtchens. Das Postregal aber erhob von solchen Mietwagen für das Befahren der Poststraßen eine eigne Steuer, die der Kutscher gern zu umgehen versuchte, indem er den Fahrgast verleiten wollte, das Geschirr für sein Eigentum auszugeben. Und die Postkutschen selbst wehrten sich lange standhaft gegen jeden Fortschritt. Die alten blaugetünchten Kästen hatten niedrige Dächer, und wenn es abwärts ging, konnten einem die in dem Hinterteil des Wagens aufgestapelten Frachtstücke hart auf den Leib rücken. Die gelben Schnellposten brachten endlich verschiedene bequemere Einrichtungen, und ich kann eine gewisse romantische Anhänglichkeit an jene Art des Reisens nicht leugnen.

O Eisenbahn, was bist du kommen?
Hast unser Posthorn uns genommen!

klagte Scherenberg vor etwa fünfzig Jahren, als er den Bahnzug mit einem schnellen Leichenzuge verglich. Um das Posthorn ist es in Wahrheit schade. Es rief so lustig alle Mädchen an die Fenster und setzte alle Gassenbuben in Trab, und der Reisende, der einen engen Eckfig erobert hatte und dafür dem Nebenmann als Kopfpolster dienen mußte, ließ sich doch lieber durch das schmetternde Horn wecken als durch den vielfältigen Bahn- und Bahnhofslärm. Der künstlerische Ehrgeiz der Postkellere wurde gelegentlich durch Verleihung silberner Trompeten aufgestachelt, und wenn sich der Postknecht im Liede auch einen „armen Wicht“ nannte, klagte er doch nicht „gleich eines Glöckleins bangem Ton“ wie seine russischen und südslawischen Genossen, sondern blies lustige Stückelein. So leicht und schnell und wohlfeil konnte man damals freilich nicht reisen, doch hatte man mehr Genuß von der Landschaft, von Dörfern und Städten, hatte noch nicht solche Eile und Ruhelosigkeit und wußte von der Reise von Memel nach Danzig (wie Hermes) oder nach Braunschweig (wie Knigge) viel mehr zu erzählen, als heute mancher von Berlin zum Nordkap oder nach Palermo.



Litteratur

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Kaemmel. Zweiter Teil: Die Neuzeit. Leipzig, Fr. Wils. Grunow, 1898

In diesem zweiten Teil des verdienstvollen Werkes entfaltet sich die Darstellungskunst des Verfassers noch glänzender als im ersten (siehe den vierten Band des Jahrgangs 1896 S. 341). Es gelingt ihm, die Verkettung der politischen Ereignisse mit den wirtschaftlichen Umwälzungen, den technischen Fortschritten, den wissenschaftlichen, ästhetischen, religiösen Strömungen so klar zu machen, daß man deutlich sieht, wie jeder spätere Zustand aus dem vorhergehenden entspringt. Meisterlich sind namentlich die bei aller Kürze für Leser, die keine fachwissenschaftlichen Zwecke verfolgen, den Gegenstand erschöpfenden Abschnitte über die Wandlungen der Kriegführung und über die den modernen Staat schaffenden Reformen der Verwaltung, namentlich in Brandenburg-Preußen. Als Probe davon, wie sicher Kaemmel den Kern der Dinge erfaßt, mag die Seite 351 dienen, wo er aus der Bewegung von 1848 das Facit zieht: „In Entwürdigung und Schmach, in tiefer Verbitterung und freßendem Groll ging dieser stürmische Anlauf nach Deutschlands Einheit zu Ende. Aber die Erfahrung blieb unverloren, daß er an drei Klippen gescheitert war. Zunächst hatten sich die vorwärts drängenden Kräfte im Volke nicht mit den beharrenden der Regierenden auf einer gemeinsamen Grundlage zusammengefunden, vornehmlich, weil ein Todfeind des deutschen Volkes, der Doktrinarismus, sie auseinander gehalten hatte, auf der einen Seite der konservativ-romantische, der das Recht des geschichtlichen Lebens verkannte, auf der andern der liberale und radikale, der den monarchischen Charakter der politischen Entwicklung Deutschlands verkannte. Sodann hatte das preußische Königtum, obwohl durch die Natur der Dinge zur Leitung berufen, die Kraft nicht gefunden, diese rechtzeitig